

dtv

Die 46-jährige Mia, ein bisschen pummelig, ein bisschen chaotisch, ist seit sieben Jahren Witwe, arbeitet in einem Büro für Nachlassermittlungen und führt ein recht beschauliches Leben. Das ändert sich prompt, als Mias Lieblingstante Paula bei einer waghalsigen Putzaktion sich das Bein bricht und im Krankenhaus beschließt, fortan in einem Seniorenheim zu leben. Mia soll zusammen mit Paulas Stiefsohn Nick ihr Haus bewohnen. Eigentlich eine gute Idee – wäre Nick nicht seit Kindertagen Mias Erzfeind. Doch damit nicht genug: Mias Wagen wird von dem Vintage-Mercedes des angegrauten Schauspielers Jan Hörnum gerammt, der sich sogleich an Mias Fersen heftet und sich sogar ungefragt bei ihr einquartiert. Währenddessen versucht ihre Freundin Ines, sie zur Vegetarierin zu erziehen, und ihre Kollegin Lea ist über Nacht einem dubiosen buddhistischen Guru verfallen. Mit einem Mal hat Mia also mit Problemen verschiedenster Art zu kämpfen – und Nick offenbart plötzlich ganz andere, überraschende Seiten.

Ursula Schröder, geboren 1957, studierte Englisch und Geschichte in Bonn. Sie veröffentlichte Kurzgeschichten, Sachtexte sowie erfolgreiche Frauenromane und arbeitet als PR-Beraterin in ihrer eigenen »Text & Ideenwerkstatt«. Sie ist verheiratet und hat drei Kinder. Mehr unter www.ursulaschroeder.de

Ursula Schröder
Umzug ins Glück

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Ursula Schröder sind
im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Schöner wohnen mit Mann (20992)
Wochenlang kein Schönheitsschlaf (21080)
Träum schön weiter (21118)

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2011
© 2011 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Victoria Ball
Gesetzt aus der Sabon Antiqua 10/12
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21265-6

Ich heiße Mia und ich bin ein Morgenmuffel. Telefonanrufe vor acht Uhr machen mich aggressiv und hektisch, weil sie mich aus meiner knapp geplanten Routine reißen. Und erst recht, wenn sie von Frau Grützbauer kommen, Tante Paulas neugieriger Nachbarin.

»Irgendwas stimmt da drüben nicht«, behauptete sie mit einer weinerlichen, leicht hysterischen Stimme, die meine Laune völlig in den Keller sacken ließ. »Ihre Tante hat weder die Rollläden hochgezogen noch die Zeitung reingeholt.«

»Aber Frau Grützbauer, es ist noch früh«, sagte ich mit mühsam erzwungener Höflichkeit. Warum sollte ein Mensch, der nicht gezwungen war, zur Arbeit zu gehen, freiwillig um sieben Uhr dreiundzwanzig schon auf den Beinen sein? »Vielleicht hatte sie eine schlechte Nacht und schläft einfach etwas länger.«

»Aber Frau Behrendt muss bis sieben Uhr die Mülltonne rausgestellt haben«, fuhr die Grützbauer aufgeregt fort. »Und das hat sie noch nie vergessen.«

Seufzend betrachtete ich mich im Flurspiegel. Jetzt fehlten mir kostbare Minuten für Haare und Make-up. »Gut, Frau Grützbauer, ich rufe sie an.«

»Das hab ich schon versucht. Ich hab auch geklingelt. Sie rhrt sich aber nicht.«

Das hätte ich auch nicht getan, wenn ich gewusst hätte,

dass Sie das sind, dachte ich giftig. »Na schön, ich fahre eben bei ihr vorbei.«

»Da bin ich aber beruhigt«, sagte sie. Es klang allerdings eher wie: Das wollte ich aber auch meinen. Missmutig legte ich den Hörer auf, schaltete die Kaffeemaschine wieder ab und nahm eine ungeschmierte Weißbrotscheibe mit ins Bad. Man muss im Leben Prioritäten setzen, und in diesem Fall hatte Schminken den Vorrang vor Frühstück. Ich wusste schließlich, dass zumindest Heidi Klum mir da bestimmt zustimmen würde.

Auf dem Weg quer durch Bredenscheid fluchte ich innerlich auf Frau Grützbauer, weil sie mir mit ihrer Jammerstimme den Morgen versaut hatte, und auf Tante Paula, die lieber mir ihren Ersatz-Hausschlüssel anvertraute als ihrer Nachbarin. Was verständlich war, aber nicht praktisch.

Ich hatte fest damit gerechnet, dass Tante Paula in der Zwischenzeit die Rollläden hochgezogen, die Zeitung reingeholt und den Mülleimer rausgestellt hätte, sodass ich nach einem beruhigten Blick direkt ins Büro fahren konnte. Aber das war nicht der Fall, und plötzlich beschlich auch mich eine gewisse Sorge. Die Haustür war zweimal abgeschlossen. So wie man das für die Nacht tut. Die Zeitung steckte im Briefschlitz. Ich zog sie heraus und sah bereits, dass im Flur Licht brannte. Obwohl es draußen ja schon hell war.

Nicht gut. Nachdem ich die untere Etage erfolglos abgesucht hatte, lief ich mit beklommenem Gefühl nach oben. Sie ahnen es sicher schon: Ich fand Tante Paula auf dem Vorleger in ihrem Badezimmer unter einem Haufen von Handtüchern.

»Gut, dass du kommst, Mia«, sagte sie mit ungewohnt leiser Stimme.

»Was machst du denn hier?«

Sie verzog das Gesicht. »Ich bin gefallen«, erklärte sie mir. »Und jetzt kann ich nicht mehr aufstehen. Das ist bestimmt ein Oberschenkelhalsbruch.«

Ich registrierte im Badezimmer neben dem üblichen Mobiliar einen umgekippten dreibeinigen Hocker, einen abgebrochenen Handtuchhalter und einen Handfeger, der etwas unmotiviert in der Gegend herumlag, aber es erschien mir jetzt nicht so wichtig zu rekonstruieren, wie das passiert war. Vorrang hatte die Frage, was mit Tante Paula los war. Ich hockte mich neben sie und berührte ihren Arm. Er fühlte sich relativ kühl an. »Wie lange liegst du denn schon hier?«

»Seit gestern Abend. Ich wollte eigentlich ins Bett gehen.« Sie klang sehr jämmerlich, noch schlimmer als Frau Grützbauer, aber sie hatte wenigstens einen Grund.

»Glaubst du, dass du aufstehen kannst, wenn ich dir helfe?«

»Nein!« Jetzt hörte sie sich schon wieder recht energisch an. »Denkst du, ich bin freiwillig hier liegen geblieben? Das tut viel zu weh!«

»Dann rufe ich den Notarzt an.«

Bis ich einen Krankenwagen bestellt hatte und ins Badezimmer zurückkam, hatte sie sich schon diverse Dinge überlegt, die ich bis zum Eintreffen der Sanitäter erledigen sollte. »Erst mal nimm diese Handtücher weg«, befahl sie, »und steck sie sofort unten in die Waschmaschine.«

Das war eine ziemliche Menge, und einige waren noch original gefaltet. Sie hatte sie offensichtlich direkt aus dem Regal neben sich ziehen können. »Alle in die Wäsche?«

»Jawohl!« Tante Paula sah mich ungehalten an. »Ein paar davon sind ... etwas nass. Schließlich konnte ich das

Klo nicht erreichen. Und du musst mir eine neue Unterhose aus dem Schlafzimmer bringen und diese schwarze Jerseyhose. So lasse ich mich jedenfalls nicht abholen.«

»Du willst dich wirklich umziehen?« Mir war klar, dass sie das nur mit meiner Hilfe konnte. Und ehrlich gesagt, war der Gedanke an das Pipi nicht so schlimm wie die Vorstellung, was für eine Verletzung dabei zum Vorschein kommen könnte. Ich weiß, warum ich nicht Krankenschwester geworden bin. »Das macht den Sanis bestimmt gar nichts aus, dass du ...«

»Aber mir macht es was aus!«, fauchte sie. »Nun mach schon, bevor die hier sind!«

Es war mühsam, aber machbar. Ich merkte, dass sie große Schmerzen hatte, aber der Ehrgeiz, sich den Sanitätern auf keinen Fall so zu präsentieren, war stärker. Ich ließ sie auf ihren Wunsch auf der Badematte liegen und trug den gesamten Handtuchbestand in den Keller, wobei ich kopfschüttelnd feststellte, dass vermutlich kaum jemand über so viele Badetücher verfügte wie Tante Paula. Aber sie stammte schließlich aus einer Zeit, die auch die »schlechte« genannt wurde, und wie viele ihrer Generation tendierte sie dazu, diese Erfahrung durch das Horten von umso mehr Sachen zu kompensieren. (In diesem Fall ihr Glück, denn so hatte sie wenigstens nicht zu arg frieren müssen.) Es war typisch, dass ich, nachdem ich mühsam die erste, feuchtere Hälfte der Wäsche in die Trommel gestopft hatte, die Wahl zwischen mindestens fünf verschiedenen Waschmitteln hatte.

So lief die Waschmaschine schon, bevor das Klinomobil vor der Tür stand. Tante Paula war angekleidet und verfügte wie gewünscht über ihre Handtasche, das Tagebuch aus ihrer Nachttischschublade und eine mittelgroße Reisetasche mit den notwendigen Utensilien für einen mehrtägigen Krankenhausaufenthalt. Zwei freundliche

Männer hievten sie auf eine Trage und rüsteten sich zum Abstieg.

»Ich schließe noch ab und komme dann nach«, sagte ich.

»Brauchst du nicht«, sagte sie. »Ich war so lange Grüne Dame da, ich kenne doch alle. Die können sich jetzt ruhig mal um mich kümmern.«

Ich muss zugeben, so unangenehm war mir das nicht. Stundenlanges Herumsitzen in Krankenhäusern ist nicht mein Hobby. »Hast du denn alles? Was zu lesen? Deine Brille?«

»Alles in der Handtasche«, versicherte sie mir, während sie die Treppe hinuntergeschaukelt wurde. »Aber du könntest mir noch einen Gefallen tun.«

»Was denn?« Ich war zu allem bereit, weil sie mir das Mitkommen ersparte.

»Im Bad schräg über dem Waschbecken ist oben an der Decke eine dicke Spinnweb«, sagte Tante Paula. »Die mach doch bitte noch weg. Ich musste mir sie die ganze Nacht ansehen. Das hat mich total verrückt gemacht.«

Nur ansehen? Ich vermutete spontan, dass der Versuch, das Spinnennetz mit Hilfe eines dreibeinigen Hockers und eines Handfegers zu entfernen, der Grund für ihren Unfall gewesen war. Weil sie zu bequem gewesen war, eine Trittleiter oder einen Besen mit langem Stiel zu holen, hätte ich fast eine meiner letzten lebenden Verwandten verloren.

In meiner Familie (mütterlicherseits) wird seit Generationen das Ein-Kind-Prinzip praktiziert, schon viel länger als bei den Chinesen, die aber bekanntlich wenig von der Berücksichtigung des Urheberrechts halten und deswegen so tun, als sei es ihre Idee gewesen. Aber wir waren eher da. Es lässt sich nur schwerer nachverfolgen, weil es

sich bei den Einzelkindern meistens um Mädchen handelte und deswegen eine einheitliche Namenskennung nicht vorhanden ist.

Familientreffen sind bei uns eine wirklich überschaubare Angelegenheit. Das (im wahrsten Sinne seit Menschengedenken) letzte Mal, dass einem Elternpaar mehr als ein Kind geboren wurde, war im Jahr 1915, als meine Oma das Licht der Welt erblickte. Wir führen das auf die Wirren des Ersten Weltkriegs zurück, weil meine Urgroßeltern schon 1914 ein überlebensfähiges Mädchen in die Welt gesetzt hatten, Auguste, die Mutter von Tante Paula.

Die beiden Schwestern machten das Beste aus der Situation und standen sich sehr nahe. Sie heirateten beide früh und bekamen 1936 beide innerhalb von einem halben Jahr ein Kind, eben Tante Paula und meine Mutter Annemarie, die ihrerseits wiederum ein Leben lang eine enge Freundschaft pflegten. Auch die markige Blut-und-Boden-Rhetorik des Führers konnte die beiden Schwestern nicht davon überzeugen, weitere Kinder zu kriegen. Bei Tante Guste hing es wohl auch damit zusammen, dass ihr Mann direkt im Jahr 1939 fiel, sozusagen noch bevor der Krieg richtig in Schwung gekommen war. Mein Großvater hielt länger durch. Er starb erst irgendwann in den Fünfzigerjahren. Bei uns hieß es immer: Er war ein Opfer seines Glaubens, und zwar deshalb, weil er im Garten einen Blindgänger entdeckte und glaubte, er könnte ihn selbst entschärfen und das Metall dann weiterverwenden. Er hinterließ ein großes Loch und eine kleine Rente, und meine Oma und meine Mutter lebten fortan allein und in fußläufiger Entfernung von Tante Paula und Tante Guste.

Das ist das zweite Prinzip unserer Familie: relativ frühe und häufig unnatürliche Todesarten, vornehmlich bei

den angeheirateten Männern. Besonderen Ruhm erntete in dieser Beziehung mein Urgroßvater, der von einer Kirchenglocke erschlagen wurde. Dabei war er noch nicht mal besonders fromm. Aber immerhin weiß ich durch die in der Familie tradierte Geschichte, dass die Glocke runde 1000 Kilo wog und die Inschrift trug »Die Lebenden ruf ich, die Toten beweine ich«, was ich als Kind sehr schicksalhaft fand, bis ich später erfuhr, dass dieser Text nicht selten auf Glocken zu finden ist.

Meinen Vater – und meine Mutter dazu – erwischte das Schicksal auf der A5 irgendwo hinter Karlsruhe, weil jemand eine Leiter auf der Autobahn verloren hatte. Es bringt meiner Überzeugung nach nicht zwingenderweise Unglück, wenn man unter einer Leiter hergeht, aber wenn man mit hundertsechzig im Dunkeln auf eine drauffährt, dann schon. Ich war zu der Zeit bereits mit Stephan verheiratet, sonst hätte ich vielleicht gar nicht mehr gewagt, das Leben eines mir nahestehenden Mannes durch eine Eheschließung zu gefährden. Auf jeden Fall passte ich eine ganze Zeit lang nach diesem Unfall wie eine Glucke auf ihn und meinen Sohn Magnus auf, bis meine überbehütende Art eine handfeste Ehekrise heraufbeschwor. Mühsam gewöhnte ich mir diese Einstellung wieder ab, was vermutlich unsere Ehe rettete.

Stephan dankte es mir, indem er sich in den Kopf setzte, er könnte die SAT-Schüssel auf unserem Dach selber installieren. Das Installieren war nicht das Problem. Das Problem waren eher die extrem glatten Dachziegel und die Tatsache, dass Stephan nicht angeseilt war. So wurde Magnus mit dreizehn zum Halbweisen und ich beinahe zur Alkoholikerin.

Wenn nicht Tante Paula gewesen wäre, die sich in dieser Zeit rührend um uns kümmerte. Sie hatte zwar geheiratet, auf das persönliche Kinderkriegen jedoch ver-

zichtet. Immerhin hatte Onkel Rudolf bereits einen Sohn aus erster Ehe, der aber (zum Glück, fand ich zumindest) meistens bei seiner Mutter lebte, bis er erwachsen war.

In der Zeit nach Stephans Tod schickte Tante Paula Onkel Rudolf zur Arbeit oder auf die Jagd und machte es sich zur Aufgabe, Magnus und mich zu betreuen. Ich mochte sie immer schon gern, auch wenn ich es nicht richtig fand, dass sie auf Familienfeiern keine etwa gleichaltrige Kusine vorweisen konnte, mit der ich kichernd die neueste ›Bravo‹ hätte studieren können. Stattdessen hatte sie oft ihren widerlichen Stiefsohn im Schleppe, der zwei Jahre jünger war als ich und mich ärgerte, wo er nur konnte. Aber das war inzwischen verjährt, der schreckliche Nick hatte sich längst irgendwo in Bredenscheid als Architekt niedergelassen und aufgehört, mir Juckpulver in den Pullover zu schütten, und Tante Paula verwendete ihre gesamte Energie darauf, mich behutsam wieder ins Leben zurückzuholen.

Deshalb konnte ich ihr nichts übel nehmen. Nicht die gelegentlichen Versuche, mich mit irgendeinem Sohn von Onkel Rudolfs Jagdgefährten zu verkuppeln, oder ihre extravaganten Vorschläge zur Verschönerung meines Hauses. Ein wenig konnte ich mich revanchieren, als Onkel Rudolf einige Jahre später einem Jagdunfall zum Opfer fiel (nein, er wurde nicht erschossen, sondern stürzte von einem morschen Hochsitz in eine Brombeerhecke, die ihm viele kleine, blutige Kratzer verpasste, und weil er es nicht für nötig hielt, sich danach eine Tetanusspritze geben zu lassen, verstarb er an einer völlig überflüssigen Sepsis). Wir hatten in erster Linie uns beide, und das war deutlich mehr als eine Zweckgemeinschaft, sondern trotz des Altersunterschieds eine echte Freundschaft.

Natürlich war ich nicht nur mit Tante Paula befreundet. Ich hatte nette Nachbarn und einige Kolleginnen, mit

denen ich auch außerhalb der Arbeitszeit gern zusammen war. Aber in manchen Fällen ist Blut einfach dicker als Wasser, und deshalb war ich ganz schön besorgt, als ich dem Krankenwagen mit Tante Paula drin hinterher schaute. Sie war erst dreiundsiebzig. Das ist doch noch nicht alt.

Nachmittags nach Feierabend sind die Parkplätze am Kreiskrankenhaus in Bredenscheid immer knapp, vor allem wenn man keinen Kleinwagen fährt. Ich hatte schon unter Seufzen in mehreren Parkreihen erfolglos Ausschau gehalten, als ich endlich in der letzten Reihe eine Lücke entdeckte, die auch für einen Opel Omega breit genug war. Eilig setzte ich den Wagen zwischen die Begrenzungslinien und wollte mich gerade eine Sekunde meinem Glücksgefühl darüber hingeben, dass das so problemlos geklappt hatte, als mein Fahrzeug durch einen heftigen Stoß erschüttert wurde. Völlig unerwartet. Was war passiert?

Ich sah mich um und erkannte einen großen silberfarbenen Mercedes ziemlich dicht an meiner rechten Fahrzeugseite. Während ich in meine Parklücke hineingefahren war, hatte der Fahrer offensichtlich zeitgleich versucht auszuparken, den Platz neben sich als leer gespeichert und dementsprechend weit eingeschlagen. Und war so mit dem vorderen Kotflügel in meine Beifahrerseite gekracht.

Das war nicht meine Schuld. In diesem immerhin beruhigenden Bewusstsein stieg ich aus, um den Schaden zu begutachten und mich mit dem Verursacher zu einigen. Ich hatte allerdings nicht damit gerechnet, was das für eine schillernde Erscheinung war.

Der Mann, der dem riesigen, jetzt ziemlich schräg im Weg stehenden Auto entstieg, trug einen cremefarbenen Anzug und Cowboystiefel, hatte langes, graues, wild um den Kopf wallendes Haar und eine dicke Hornbrille mit getönten Gläsern. Vielleicht hatten Letztere seine Sehfähigkeit eingeschränkt? Es war in der Tat kein sonniger Tag.

Statt sich zu entschuldigen, wie ich erwartet hatte, begann er ohne vorhergehende Grußformel damit, mich zu beschimpfen. »Was haben Sie sich denn dabei gedacht? Sehen Sie nicht, dass ich da stehe? Haben Sie Ihre Brille beim Seniorentanztee vergessen?«

Kurzfristig war ich erst mal sprachlos ob dieser Unverschämtheit, aber ich fing mich schnell wieder. »Na hören Sie mal, wenn hier eine Brille das Problem ist, dann ja wohl Ihre! Sie haben mich gerammt, als ich schon in der Parklücke stand!«

»Ja, das glauben Sie!«, behauptete der Kerl. »Sie konnten doch sehen, dass ich den Rückwärtsgang eingelegt hatte, da hätten Sie warten müssen, bis ich rausgefahren bin! Ich werde jedenfalls mein Auto keinen Millimeter bewegen, bis die Polizei hier war und den Schaden aufgenommen hat. Dann lässt sich ja feststellen, wer die Schuld hat.«

Für mich war ziemlich eindeutig, wer hier der Unfallverursacher war. Mein Omega stand so gerade wie selten in der Parklücke, während der Angeberbenz dieses Kerls fast die gesamte Breite der Fahrspur zwischen den beiden Parkreihen versperrte, die vordere Fahrerseite noch verräterisch eindeutig gegen die Seite meines Wagens gedrückt. »Klar, tun Sie das«, sagte ich siegessicher und umrundete sein Schlachtschiff, um mir den Schaden an meinem Auto anzusehen. Eine tiefe Schramme mit silbri-gen Spuren begann an der Beifahrertür und endete dort,

wo sich die Autos berührten. »Sehen Sie sich das an! Sie haben mir die ganze Seite verschrammt! Das wird teuer!«

Der Mann schüttelte abfällig sein silbergraues Haupt. »Vermutlich würde die Reparatur den Zeitwert dieser Gurke übersteigen«, sagte er. »Das nennt man dann Totalschaden.«

Gurke! Totalschaden! Und das über mein Auto, mit dem Stephan und ich damals in Avignon waren. Mit dem wir eigentlich in die Toskana ... »Und Ihr Auto? Glauben Sie, das ist jünger?«

»Das ist Wientotsch,« behauptete der Mann im Brustton der Überzeugung. Sein Akzent hörte sich norddeutsch an, aber Wientotsch? Gab es das Wort?

»Was soll denn das sein?«

»Das ist ein Oldtimer«, erklärte er herablassend. »Sehen Sie nicht das Kennzeichen? Das H am Ende? Das bekommen nur Fahrzeuge im Originalzustand, die dreißig Jahre und älter sind. Deshalb wird das eine aufwändige Reparatur, das kann ich Ihnen versprechen.«

Ich wäre beeindruckt oder zumindest immer noch verwirrt gewesen, wäre da nicht dieser provokante letzte Satz gewesen, der wieder meine berechtigte Wut über den Seniorentanztee aufleben ließ. »Das ist nicht mein Problem. Ich hoffe, Sie haben eine Vollkaskoversicherung. Melden Sie es der. Und überhaupt, ich möchte gern Ihren Führerschein sehen.«

»Wozu denn das?« Jetzt sah er ziemlich skeptisch aus.

»Damit ich weiß, wer Sie sind«, fauchte ich.

»Sie wissen nicht, wer ich bin?«

»Bin ich Hellseherin? Nun machen Sie schon!«, schimpfte ich. »Oder haben Sie etwa keinen Führerschein mehr?«

»Natürlich habe ich einen Führerschein«, belehrte mich der Kerl mit einer Hochnäsigkeit, die mich immer

aggressiver machte. Er zog sein Portemonnaie aus der Hosentasche und fischte einen grauen Lappen heraus, der ihn – deutlich jünger, aber trotz Elvis-Tolle eindeutig erkennbar – als Günter Mäderle identifizierte. Ich schrieb mir den Namen zusammen mit dem Kennzeichen seines Oldtimers (das wichtige H eingeschlossen) auf die Rückseite eines Kassenzettels, der mir als erstes Stück Papier in meiner Handtasche in die Hände fiel.

»So, jetzt brauche ich noch Ihre Adresse, damit meine Versicherung sich mit Ihrer in Verbindung setzen kann.«

»Erst mal rufen wir die Polizei«, plusterte er sich auf. Er hatte immer noch nicht kapiert, dass er im Unrecht war. »Na los, rufen Sie an.«

»Ich?«, schrie ich empört. »Wieso denn ich?«

»Von mir aus tu ich es«, sagte er. »Geben Sie mir Ihr Handy.«

»Warum nehmen Sie nicht Ihres?«

»Ich habe keins bei mir.«

Dagegen war schwer etwas zu sagen. Und wenn ich endlich die Sache vom Tisch haben wollte, sah es so aus, als müsste ich wirklich die Polizei dazuholen. Seufzend grub ich mein altes Nokia aus. Es war leicht zu finden, doppelt so groß und dreimal so schwer wie zum Beispiel das von Magnus.

Dass mein Unfallgegner kein eigenes Handy hatte, hielt ihn nicht davon ab, über meins zu spotten. »So eine Antiquität! Warum haben Sie nicht direkt eine Telefonzelle dabei? Oder eine Trommel?«

Ehrlich gesagt hatte ich schon selbst über den Austausch des Geräts nachgedacht, zumal Magnus es mir immer wieder nahelegte. Mit meinem Handy konnte man weder fotografieren noch im Internet surfen, aber eigentlich will ich mit einem Mobiltelefon auch nur telefonieren. Und ich trenne mich ungern von Dingen, an die

ich mich gewöhnt habe. Aber als ich jetzt feststellte, dass der Akku mal wieder schlappgemacht hatte, tendierte ich doch zu der Neuanschaffung. Nur im Augenblick nützte mir das nichts. Ich musste diesem unsäglichen Herrn Mäderle eingestehen, dass man mit meinem Telefon zurzeit nichts anfangen konnte.

»Zünden Sie es einfach an, dann können Sie wenigstens Rauchzeichen damit geben«, maulte er.

»Sie sind doch derjenige, der die Polizei rufen will«, sagte ich bockig. »Ich muss jetzt ins Krankenhaus, einen Besuch machen. Fahren Sie einfach nach Hause und rufen Sie Ihre Agentur an, dann werden die das schon regeln.«

Er sah etwas überrascht aus. »Was hat denn meine Agentur damit zu tun?«, fragte er. »Außerdem fahre ich nirgendwohin, bevor die Polizei hier war. Und Sie bleiben auch da, sonst ist das Unfallflucht.«

»So ein Blödsinn«, knurrte ich. Ich fand einen weiteren Kassenbon und schrieb meine Adresse auf. »Hier, das muss jetzt reichen. Ich muss ins Krankenhaus zu meiner Tante.«

»Dann komme ich mit«, beschloss er und ging neben mir her. »Ein Telefon finden.« Das war offensichtlich seine fixe Idee.

Ich warf ihm einen zweifelnden Blick zu. »Wollen Sie nicht wenigstens Ihr Auto aus dem Weg setzen?«

»Das bleibt genau so stehen, bis die Polizei kommt«, beharrte er und wich nicht von meiner Seite, obwohl ich jetzt sehr schnell ging.

Nicht mein Problem. Ich musste jetzt zu Tante Paula, und dieser Typ würde ja wohl nicht so dreist sein, bis ins Krankenzimmer hinter mir herzulaufen.

Dachte ich. »Hast du noch einen Arzt mitgebracht?«, fragte Paula überrascht, als der cremeweiße Cowboy hinter mir in ihr Zimmer kam.

»Das ist Herr Mäderle«, versuchte ich zu erklären. »Er hat gerade ...«

»Das ist Jan Hörnum«, unterbrach mich Paula mit kugelrunden Augen. »Wo kommt der denn her?«

»Guten Abend, gnädige Frau«, sagte der Mensch mit der multiplen Persönlichkeit und küsste ihr formvollendet die Hand. »Wie geht es Ihnen?«

Paulas Blick wurde immer hingebungsvoller. »Den Umständen entsprechend«, erwiderte sie sanft. »Ich hatte einen Unfall, wissen Sie. Oberschenkelfraktur.«

»Wir hatten auch einen Unfall«, versuchte ich zu erklären, aber mir hörte keiner zu. Noch nicht mal die andere Frau, die in dem Bett am Fenster lag. Sie starrte ebenso hingerissen auf den Mann wie Tante Paula.

»Wie unangenehm«, sagte der mit einem Tonfall, der zu seinem cremefarbenen Anzug passte. Genauso butterweich und schmierig. »Aber hier sind Sie in besten Händen. Das kann ich Ihnen versichern.«

»Sind Sie denn auch Patient hier?«, wollte die Frau am Fenster wissen, worauf sich der Kerl auch ihr widmete.

»Ich nicht«, erklärte er. »Aber ich kenne einen der Professoren.«

Paula seufzte andächtig. »Ich fasse es nicht«, sagte sie. »Jan Hörnum! An meinem Bett! Warum konnte das nicht zwanzig Jahre früher passieren?«

Weil da Onkel Rudolf an deinem Bett gestanden hätte, dachte ich.

Herr Mäderle alias Jan Hörnum (verflixt, warum kam mir der Name bekannt vor?) hatte eine andere Erklärung bereit. »Gnädige Frau, da wäre ich doch wegen Verführung Minderjähriger verhaftet worden!«

Während sich in mir bei diesem Geschleime alles wand, kicherte sie verschämt. »Sie sind so ein Charmeur, Herr Hörnum!«

»Nennen Sie mich Jan«, bat er und zog den einzigen Stuhl im Zimmer zu sich heran. Mit elegantem Schwung nahm er in der Mitte zwischen beiden Betten Platz. Zähneknirschend holte ich mir den Hocker aus dem Bad und setzte mich auf Tante Paulas andere Bettseite, natürlich völlig ignoriert von ihr und allen anderen. Ich kam mir vor wie ein Kindergartenkind.

»Ich habe alle Ihre Filme gesehen«, versicherte Tante Paula nun. Und mir dämmerte langsam, was das für eine Erscheinung war. Auch meine Mutter hatte früher keine Fernsehsendung verpasst, in der ein Schwank aus dem Nordlicht-Theater vorgeführt wurde. Und besagter Jan Hörnum hatte damals den jugendlichen Liebhaber gegeben. Damals waren seine Haare noch nicht so grau gewesen und er hatte keine Brille gehabt, aber der norddeutsche Tonfall ... dieser seelenvolle Blick ... diese künstliche Bräune ...

»Sturmflut vor Helgoland« hat mir am besten gefallen«, sagte die Bettnachbarin, ebenfalls eine Dame in den Siebzigern, mit leicht violetter Tönung in der zurzeit etwas zerdrückten Frisur. »Oder ›Heimweh nach Husum‹, das war auch wunderbar.«

»Und dann diese Serie ›Asthmaklinik Norderney‹«, ergänzte Paula. »Sie waren einfach großartig als Chefarzt Doktor Knudsen.«

»Tja, das waren noch Zeiten ...«, sagte Jan Hörnum mit einer gewissen Melancholie.

»Sagen Sie«, fragte die Bettnachbarin, »was ist denn eigentlich aus Svantje van Wiek geworden?« Das war, wie ich mich erinnern konnte, damals seine regelmäßige Partnerin gewesen, so ähnlich wie Rock Hudson und Doris Day, nur irgendwie maritimer, wenn Sie wissen, was ich meine.

Jan Hörnum nahm einen noch melancholischeren Ge-